

**Zwei Aufsätze über Leben und Tod:  
Sigmund Freuds *Jenseits des Lustprinzips* und  
Arthur Schopenhauers *Transscendente Spekulation*  
über die anscheinende Absichtlichkeit  
im Schicksal des Einzelnen**

Von Stephan Atzert (Brisbane)

**Einleitung**

Die große Bedeutung Schopenhauers für Freuds theoretische Schriften ist mehrfach unter verschiedenen Gesichtspunkten erörtert worden.<sup>1</sup> Dabei wurde überzeugend aufgezeigt, daß die Entstehung von Freuds metapsychologischen Erklärungsmodellen<sup>2</sup> nur im Rahmen einer philosophischen Tradition zu verstehen und zu würdigen ist. Die Anerkennung seines Vorgängers wurde von Freud jedoch tendenziell vernachlässigt. Dabei scheint Freuds Motiv, nicht nur als Autor, sondern als Theoriebegründer gelten zu wollen, eine wesentliche Rolle gespielt zu haben. Aber auch sein Anliegen, von naturwissenschaftlich orientierten Forschern anerkannt zu werden, wird als Grund für die Abgrenzung gegen philosophische Quellen angegeben.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Hier seien nur die meiner Ansicht nach überzeugendsten Beiträge erwähnt: Aloys Becker „Arthur Schopenhauer – Sigmund Freud. Historische und charakterologische Grundlagen ihrer gemeinsamen Denkstrukturen.“ in: *Schopenhauer Jahrbuch* 1971, S. 114-156; Marcel Zentner, *Die Flucht ins Vergessen*, Darmstadt 1995; Günter Gödde, *Traditionslinien des Unbewußten*, Tübingen 1999. Beckers Aufsatz enthält viele Anhaltspunkte und Anregungen, die von Zentner und Gödde in Teilen aufgegriffen und detailliert ausgearbeitet werden. Dabei bietet Zentner eine faktenreiche Darstellung Schopenhauers psychologischer Einsichten, wohingegen Gödde Freud und die Entwicklung der psychoanalytischen Theorie in den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellt. Dadurch wird (im II. Kapitel) der Einfluß Schopenhauers auf den jungen Freud hervorgehoben. Einigkeit besteht bei allen Autoren darüber, daß Freud u. a. neue Begrifflichkeiten aus bereits bekanntem Material entwickelte, wobei Gödde dieses Verdienst höher bewertet als Becker und Zentner.

<sup>2</sup> Zeit seines Lebens überarbeitete und differenzierte Freud das metapsychologische Erklärungsmodell der Psychoanalyse. Gödde referiert drei Hauptstadien: zunächst das der Begrifflichkeiten von Verdrängung und triebhaftem Unbewußten (Sexualtrieb, Überlebenstrieb usw.), dann das eines sich aus triebhaften (genetischen) Anteilen und (konditionierter) Verdrängung zusammensetzendes und schließlich (ab 1920) das von Id, Ego, Superego, mit dem als Eros bezeichneten Lustprinzip und dem Todestrieb (Gödde 255f., 297f., 345f.).

<sup>3</sup> Dies zeigt sich auch daran, daß in Freuds *Gesammelten Werken* Schopenhauer neunmal erwähnt wird. Becker zählt unter Einbeziehung des Briefwechsels 17 Erwähnungen Schopenhauers. (Becker, S. 16, 117) Im Gegensatz dazu stehen 150 Erwähnungen, die Freuds Anspruch der Erstentdeckung

Vorliegende Arbeit steuert dieser ideengeschichtlichen Kontextualisierung einen Vergleich der im Titel genannten Aufsätze bei, der am konkreten Beispiel Aufschluß über die Verwendung<sup>4</sup> Schopenhauers durch Freud gibt. Dies stellt einerseits eine Beschränkung dar, da den Schlußfolgerungen einer solchen Untersuchung die das Gesamtwerk umfassende Valenz fehlt. Andererseits liegt darin aber auch die Chance, den Deutungsrahmen, in dem Freud auf Schopenhauer bezogen wird, recht eng und konkret zu fassen und auf der Basis spezifischer Textbezüge strukturelle Entsprechungen der Begriffsverknüpfungen und Konzeptionen Freuds zu Schopenhauers Schrift festzustellen.

Die Rezeptionsgeschichte ist unkompliziert: *Jenseits des Lustprinzips* wurde 1920 geschrieben, also nachdem – wie aus einem Brief an Lou Salome hervorgeht – Freud 1919 Schopenhauer gelesen hatte: „Ich habe mir jetzt als Altenteil das Thema des Todes ausgewählt, bin über eine merkwürdige Idee von den Trieben gestolpert und muß jetzt allerlei lesen, was dazugehört, z. B. zum ersten Mal Schopenhauer.“<sup>5</sup> In *Jenseits des Lustprinzips* wird Schopenhauer an zentraler Stelle mit Quellenangabe des Kapitels *Transscendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen*<sup>6</sup> erwähnt.

Um festzustellen, wie sich die jenseits des Lustprinzips führende Argumentation auf Schopenhauer bezieht, werden hier zunächst in groben Zügen die Überlegungen Freuds nachgezeichnet. Darauf folgt die Darstellung der in Bezug auf Freud relevanten Sachverhalte von Schopenhauers Schrift. Im laufenden Vergleich werden inhaltliche Entsprechungen an Schlüsselstellen verdeutlicht und die strukturelle Konkordanz der Gedankengänge herausgestellt.<sup>7</sup>

---

zum Inhalt haben. (Robert Merton “The Ambivalence of Scientists”, in *Sociological Ambivalence and Other Essays*, New York 1976, S. 38)

<sup>4</sup> Ich habe den Ausdruck der Verwendung – auf Anregung Prof. G. Neumanns hin – bereits in *Schopenhauer und Thomas Bernhard. Zur literarischen Verwendung von Philosophie* (Freiburg 1999, S. 10) benutzt, um verschiedene Modi der Appropriation bei gleichzeitig stattfindender Veränderung zu fassen.

<sup>5</sup> Freud und Andreas-Salome, *Briefwechsel*, Hrsg. von Ernst Pfeiffer, Frankfurt/M. 1966, S. 109. Diese Schopenhauernennung fehlt in der Liste Beckers. (Vgl. Fußnote 3.)

<sup>6</sup> Die Quellenangabe verweist auf Schopenhauers Aufsatz „Transscendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen“, 1851 veröffentlicht, im 4. Kapitel des ersten Bandes der *Parerga and Paralipomena* (Nebenwerke und Ergänzungen), S. 221-245. Die Schriften Schopenhauers werden nach der Zürcher Ausgabe zitiert: Arthur Schopenhauer, *Werke in zehn Bänden*, Bd. VII, Zürich 1977.

<sup>7</sup> Dies fand bisher nicht statt. Gödde führt *Jenseits des Lustprinzips* in seiner Darstellung der Grundzüge der dritten Triebtheorie an und affirmiert lediglich Freuds Erwähnung Schopenhauers (Gödde 351 f.). Zentner weist auf die deutliche literarische Parallele von „Zukunft einer Illusion“ und Schopenhauers „Über Religion“ aus dem zweiten Teil der *Parerga und Paralipomena* hin (Zentner 246), kommt aber bezüglich *Jenseits des Lustprinzips* und *Transscendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen* nicht zum Textvergleich.

## Die Gedankenfolge in *Jenseits des Lustprinzips*

Wir begnügen uns hier mit der Darstellung derjenigen Überlegungen Freuds, die ihn schrittweise zur Annahme von Todestrieben führen. Die metapsychologische Systematisierung seiner Beobachtungen bleibt somit ausgespart<sup>8</sup>, auf eine zusammenhängende Darstellung der hier zentralen Konzepte von Lustprinzip, Wiederholungszwang und Todestrieb kann hingegen nicht verzichtet werden.

Freud beginnt seinen Aufsatz mit einer Einschränkung, auf die die Feststellung eines Interpretationsdesiderats folgt. Erstere wendet sich gegen etwaige Ansprüche namentlich nicht genannter Vorgänger in der Konzeptbildung:

Es hat dabei für uns kein Interesse, zu untersuchen, inwieweit wir uns mit der Aufstellung des Lustprinzips einem bestimmten, historisch festgelegten, philosophischen System angenähert oder angeschlossen haben. [...] Priorität und Originalität gehören nicht zu den Zielen, die der psychoanalytischen Arbeit gesetzt sind, und die Eindrücke, welche der Aufstellung dieses Prinzips zugrunde liegen, sind so augenfällig, daß es kaum möglich ist, sie zu übersehen. (JdL 3)<sup>9</sup>

Die bereits angeführte Forschungsliteratur legt nahe, daß Schopenhauer als Schöpfer des „bestimmten, historisch festgelegten, philosophischen“ Systems gelten könnte, welches das Augenfällige (des Lustprinzips) bereits erfaßt habe. Weiter unten wird gezeigt, daß dies auch von Freuds Text, der jedoch diesen Umstand nicht offenlegt, bestätigt wird. Bemerkenswert ist hier zunächst, daß Freud dem nicht benannten System unterstellt, nicht über das Offensichtliche hinauszugehen. Somit obliegt es ihm, über das allseits Bekannte hinaus einen neuen Deutungsrahmen zu entwerfen, der schwierige, von jenem System nicht erreichte Erklärungsleistungen vollbringen kann: „Dagegen würden wir uns gerne zur Dankbarkeit gegen eine philosophische oder psychologische Theorie bekennen, die uns zu sagen wüßte, was die Bedeutungen der für uns so imperativen Lust- und Unlustempfindungen sind. Leider wird uns hier nichts Brauchbares geboten.“ (JdL 3) Wir kommen später darauf zurück, ob Freud dem Anspruch, eine neue, „brauchbare“ Deutung der Lust- und Unlustempfindungen zu entwickeln, gerecht wird.

Freud beginnt seine Überlegungen mit der Feststellung, daß Unlusterfahrungen dem Lustprinzip als alleinigem Erklärungsmodell seelischer Vorgänge widersprechen. Er bemerkt, „es sei eigentlich unrichtig, von einer Herrschaft des Lustprinzips über den Ablauf der seelischen Prozesse zu reden. Wenn eine solche bestände, müßte die übergroße Mehrheit unserer Seelenvorgänge von Lust begleitet sein oder zur Lust führen, während doch die allgemeinste Erfahrung

---

<sup>8</sup> D. h. S. 23-32 und S. 58 f. von *Jenseits des Lustprinzips*.

<sup>9</sup> Sigmund Freud *Gesammelte Werke*, Bd. XIII, Frankfurt 1999, S. 1-69.

dieser Folgerung energisch widerspricht.“ (JdL 5) Zur Veranschaulichung und Differenzierung dieser Tatsache zieht Freud drei Beispiele aus dem pathologischen wie auch aus dem gesunden Seelenleben heran. Dazu gehört das Theater als „das künstlerische Spielen und Nachahmen der Erwachsenen“. Es erspare dem Zuschauer „die schmerzlichsten Eindrücke zum Beispiel in der Tragödie nicht“ und könne „doch von ihm als hoher Genuß empfunden werden“. Dies zeige, daß nicht alle Arten von Unlust das Lustprinzip in Frage stellen. (JdL 15) Wichtiger für die Konzeption des Todestriebs ist der von Freud in Kombination mit Unlust beobachtete Wiederholungszwang. Hierzu erwähnt Freud seine Beobachtung, daß sich ein Kind offensichtlich Unangenehmes spielerisch aneignet: „Es war dabei passiv, wurde vom Erlebnis betroffen und bringt sich nun in eine aktive Rolle, indem es dasselbe, trotzdem es unlustvoll war, als Spiel wiederholt. Dieses Streben könnte man einem Bemächtigungstrieb zurechnen, der sich davon unabhängig macht, ob die Erinnerung an sich lustvoll war oder nicht.“ (JdL 13) Hier bleibt festzuhalten, daß Freud den Begriff vom Bemächtigungstrieb nicht wieder erwähnt, sondern den des Wiederholungszwanges benutzt, um die von ihm dargelegten Phänomene zu fassen. Wichtiges Beispiel dieses Zwanges ist die unter Kriegsversehrten des ersten Weltkriegs häufig aufgetretene traumatische Neurose. In ihr beschäftigt sich der Patient im Traum immer wieder mit dem extrem unlustvollen Trauma. Laut Freud zeigt die in Bemächtigungsabsicht durchgeführte Wiederholung einen dem Lustprinzip vorgängigen Grundsatz des Seelenlebens. (JdL32) Ein weiteres Beispiel dafür in der psychoanalytischen Praxis sei der neurotisch Kranke, der Verdrängtes als gegenwärtiges Erlebnis wiederhole, anstatt sich daran zu erinnern (JdL 16). Während Freud der Wiederholung im Spiel des Kindes die direkte Beziehung zum Lustprinzip zugesteht, „weil es sich dadurch eine weit gründlichere Bewältigung des starken Eindrucks erwirbt“ (JdL 36), werde „beim Analysierten hingegen klar, daß der Zwang, die Begebenheiten seiner infantilen Lebensperiode in der Übertragung zu wiederholen, sich in j e d e r Weise über das Lustprinzip hinaussetzt.“ (JdL 37) Freud kann also resümieren, daß die Wiederholung nicht nur lustvoll Erlebtem, sondern auch Unlustvollem systematisch vorgängig ist: „Die neue und merkwürdige Tatsache aber, die wir jetzt zu beschreiben haben, ist, daß der Wiederholungszwang auch solche Erlebnisse der Vergangenheit wiederbringt, die keine Lustmöglichkeit enthalten, die auch damals nicht Befriedigungen, selbst nicht von verdrängten Triebregungen, gewesen sein können.“ (JdL 18)

Die Feststellung des Wiederholungszwanges bildet die wichtigste Vorstufe zur Konzeption des Todestriebs. Im weiteren Verlauf seines Essays leitet Freud sowohl den Todestrieb als auch das Lustprinzip Schritt für Schritt aus dem Phänomen der Wiederholung ab. Freud hebt besonders hervor, daß sich der Wiederholungszwang auch bei nicht neurotischen Menschen zeigen ließe. Zwar sei der „Eindruck eines sie verfolgenden Schicksals, eines dämonischen Zuges in

ihrem Erleben“ meist „selbstbereitet und durch frühinfantile Einflüsse determiniert“ (JdL 20), aber es bestehe dennoch der schwer zu erklärende Umstand, daß Menschen wiederholt – und ohne dazu beizutragen – dieselbe unangenehme Situation erleben. Als Beispiel hierfür dient eine Frau, die dreimal geheiratet habe und deren Ehemänner jeweils kurz darauf verstorben seien. Freud stellt fest: „Angesichts solcher Beobachtungen aus dem Verhalten in der Übertragung und aus dem Schicksal der Menschen werden wir Mut zu der Annahme finden, daß es im Seelenleben wirklich einen Wiederholungszwang gibt, der sich über das Lustprinzip hinaussetzt.“ (JdL 21) Da das Lustprinzip zur Abfuhr von Reizspannung, d. h. zur Rückkehr zu einem reizärmeren Zustand, strebe, sei die vermeintliche Bewegungssteigerung des Lustprinzips als Trugbild anzusehen, denn auch sie ziele nur auf die Wiederholung eines früheren Zustandes ab. Der reizärmste Zustand, von dem der Wiederholungszwang zeuge, müsse darum ein Zustand völliger Ruhe sein, d. h. der Zustand anorganischer Materie, für das Leben der Tod. So dient das Lustprinzip zur Begründung der auf Umwegen zur Stasis zurückstrebenden Todestribe: „Daß wir als die herrschende Tendenz des Seelenlebens [...] das Streben nach Herabsetzung, Konstanterhaltung, Aufhebung der inneren Reizspannung erkannten, [...] wie es im Lustprinzip zum Ausdruck kommt, das ist ja eines unserer stärksten Motive, an die Existenz von Todestrieben zu glauben.“ (JdL 60) Der Todestrieb bezeichnet also ein konservatives Bewegungsmoment, das – so der Rückschluß Freuds – zu den vororganischen Ursprüngen strebt. So gelangt Freud, was das individuelle Seelenleben betrifft, zu der Dualität von Lustprinzip und Todestrieb. Diese Gespaltenheit sei Abkömmling des Konflikts zwischen organischer und anorganischer Materie, wobei aber gelte: „Das Leblose war früher da als das Lebende.“ (JdL 40) Das Maß, in dem dieser Urkonflikt im Individuum zum Tragen komme, sei daraus ersichtlich, daß alle lebenden Wesen aus dem Organismus immanenten Ursachen, nicht jedoch durch äußere Einflüsse zum Tode gelangen wollten, somit den Umweg über das Leben dem direkten Weg vorzögen. (JdL 41) Freud gründet seine Überlegungen auf biologische Modelle des Todes, die er kurz abwägt, um sein Konstrukt der Todestribe zu bestätigen.

An dieser Stelle erwähnt Freud die Ähnlichkeit mit Schopenhauer: „Aber etwas anderes können wir uns nicht verhehlen: daß wir unversehens in den Hafen der Philosophie Schopenhauers eingelaufen sind, für den ja der Tod ‚das eigentliche Resultat‘ und insofern der Zweck des Lebens ist, der Sexualtrieb aber die Verkörperung des Willens zum Leben. Versuchen wir kühn, einen Schritt weiter zu gehen.“ (JdL 53) Wie bereits erwähnt, wird in der Fußnote dazu die Abhandlung Schopenhauers angeführt.

Die Verwendung Schopenhauers soll jetzt unter Berücksichtigung von Zentners detaillierter Interpretation dieser Passage genauer untersucht werden. Zentner bezieht dabei die Erwähnung Schopenhauers in *Neue Folge der Vorlesungen*

zur *Einführung in die Psychoanalyse*<sup>10</sup> mit ein, wo Schopenhauer „nicht nur als Vordenker der Todestrieb-Hypothese, sondern der späten Trieblehre insgesamt ausgewiesen“ werde. (Zentner 124) In der Folge kann Zentner durch gezielte Vergleiche aufzeigen, „daß die inhaltliche Identifikation von Freuds Wendung ‚Das Ziel alles Lebens ist der Tod‘ mit Schopenhauers Ausdruck vom ‚Tode, diesem eigentlichen Resultat und insofern Zweck des Lebens‘ auf einer Fehlinterpretation des Philosophen beruht und beide Ausdrücke etwas grundsätzlich anderes meinen“. (Zentner 123) Laut Zentner habe Schopenhauer dem Tod „ethische und pädagogische Relevanz“ zuerkannt, weil er die Willensverneinung fördere, sofern er Einsicht in die Leidhaftigkeit der Welt erwecke. Er sei also immer Mittel, d. h. er besitze diesen spezifischen Zweck, könne aber keinesfalls mit der Bedeutung von Zweck als „Ziel“ gleichgesetzt werden. Der Tod im Rahmen von Freuds Triebmodell hingegen bedeute „eine biologische Finalität“ als „Resultat einer zielgerichteten, blinden Absichtlichkeit“. Dies widerspreche Schopenhauers Auffassung. (Zentner 127, 128)

Zentner ist soweit zuzustimmen, wenn auch der Tod in jedem Fall mindestens biologische Finalität darstellt. Meiner Ansicht nach erhellt jedoch eine andere Herangehensweise die Verwendung Schopenhauers besser: dazu ist zunächst hervorzuheben, daß Freud in der 1932 entstandenen *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* sich selbst zitiert, nämlich aus *Jenseits des Lustprinzips* von 1920: „Das Ziel alles Lebens ist der Tod“ (JdL 40). Dieser Satz stammt also von Freud. Schopenhauers Ausdruck vom „Tode, diesem eigentlichen Resultat und insofern Zweck des Lebens“ findet sich an einer anderen Stelle, nämlich auf Seite 53 in *Jenseits des Lustprinzips*. Diese Textstelle wird korrekt zitiert und erwähnt kein Ziel. Der eigentliche Schlüssel zu der Interpretation des Zitats von Schopenhauer liegt in dem anscheinenden Mißverhältnis der Ausführungen Freuds in *Jenseits des Lustprinzips* und der als Quel-

---

<sup>10</sup> „Und dann, alles ist schon einmal gesagt worden und vor Schopenhauer haben viele Ähnliches gesagt. Und weiter, was wir sagen, ist nicht einmal richtiger Schopenhauer. Wir behaupten nicht, der Tod sei das einzige Ziel des Lebens; wir übersehen nicht neben dem Tod das Leben.“ Sigmund Freud, *Gesammelte Werke*, Bd. XIV, Frankfurt 1933/1999, S. 115. Zentner kommentiert, es entstehe „damit der Eindruck, die Dichotomie von Lebens- und Todestrieben entspreche einer Grundthese der Schopenhauerschen Philosophie.“ (Zentner 124) Aufgrund der unkritischen Übernahme dieser Vorgabe Freuds – und unter dem Eindruck des unzweifelhaft wichtigen Ranges des Todes in Schopenhauers Philosophie – sei es in der Sekundärliteratur zu einer Reihe von Fehleinschätzungen zum Verhältnis von Freuds später Trieblehre und den Auffassungen Schopenhauers gekommen, die sich u. a. aufgrund ihrer Häufigkeit als Topos der Ideengeschichte etabliert hätten. (Zentner 123, 124, 125) Zentner erwähnt die Auffassungen von Bernhard (1963), Seifert (1955), Hübscher (1982), Nitzschke (1985), siehe Fußnoten 217 und 218, S. 232 f. Zur irrtümlichen Identifikation von Bejahung und Verneinung des Willens mit Freuds Dualismus von Lebens- und Todestrieb siehe Zentner, S. 129, 130 sowie S. 223 und S. 233f. All dies unterstreicht meiner Ansicht nach die Notwendigkeit des konkreten Textvergleichs als Grundlage einer nachhaltigen Abwägung des Einflusses Schopenhauers auf Freuds Gesamtwerk.

le zitierten Schrift Schopenhauers, die – so Zentner – weder vom Triebdualismus noch vom Tod handle, sondern von der unbewußten Schicksalswahl. Zentner bemerkt diesen Umstand zwar, aber erachtet ihn als lediglich dem Mißverstehen Freuds geschuldet:

Es ist verwirrend, daß Freud, der von augenfälligen Parallelen zwischen seiner späten Trieblehre und Schopenhauers Philosophie auszugehen scheint, uns keine entsprechenden Quellenverweise liefern kann, sondern eine Schrift zitiert, die uns seiner Auffassung eines selbstbereiteten Schicksals zuführt. Im Zusammenhang mit der psychoanalytischen These der unbewußten Schicksalswahl hätte Freud tatsächlich allen Grund gehabt, aus dieser Schrift Schopenhauers zu zitieren, wohingegen der Zusammenhang mit seinem späten Triebdualismus unklar bleibt. (Zentner 126)

Im Gegensatz zu Zentner bin ich der Ansicht – und dies wurde meines Wissens nach bisher nicht erkannt –, daß der strukturelle Zusammenhang beider Texte klar zutage tritt, wenn man die Schicksalswahl – die auch bei Freud im Wiederholungszwang von Nichtneurotikern kurz aufscheint – im Sinngefüge von Schopenhauers Deutung des Todes in der „Transscendente[n] Spekulation“ betrachtet. Dort findet sich nämlich die Verknüpfung von unbewußter Schicksalswahl und Todesorientierung, die Freud metaphysisch entkleidet repliziert. Der Wille als Träger dieser Verknüpfung bei Schopenhauer könnte durchaus Freuds Konzeption des triebhaften Aspekts im Todestrieb zugrundeliegen. Diese Möglichkeit wird im nächsten Abschnitt genauer erörtert.

Außerdem gilt es festzustellen, ob Freud der zweiten Aussage, die er *Jenseits des Lustprinzips* vorstellte, gerecht wird. Dort gab er an, es gebe keine brauchbare philosophische oder psychologische Theorie, die die Bedeutungen der Lust- und Unlustempfindungen erkläre. (JdL 4) Diese Aussage Freuds – die er mit der Ankündigung, kühn einen Schritt weiter als Schopenhauer gehen zu wollen, wiederholt<sup>11</sup> – läßt sich im Lichte der Lektüre von Schopenhauers Schrift nur schwer rechtfertigen, denn wir finden auch bei Schopenhauer die Verknüpfung der Topoi von Tod und wiederholtem unangenehmen Erleben, wobei die Wiederholung zur Bemächtigung führen soll.

---

<sup>11</sup> Es ist mir nicht klar, wohin dieser Schritt führen soll. Bezieht sich die Ankündigung darauf, die monistische Libidotheorie C. G. Jungs zu widerlegen (JdL 57), gefolgt vom Versuch, den Triebdualismus aufzulösen (JdL 58), was jedoch nicht gelingt? Möglicherweise spielt Freud, der Schopenhauer im selektiven Zitat eine dualistische Weltsicht unterstellt, auf sein eigenes Modell eines hierarchischen Dualismus an, in dem das Lustprinzip dem Todestrieb untergeordnet ist (JdL 68,69). Doch auch dies würde kaum eine Neukonzeption bedeuten. Deshalb gehe ich aus Mangel an glaubwürdigen Alternativen davon aus, daß es sich lediglich um die Wiederholung seiner eingangs erwähnten Absicht handelt, mit Hilfe des Triebdualismus auf die Bedeutung der Lust- und Unlustempfindungen zu kommen.

## **Die Gedankenfolge in *Transscendente Spekulation* über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen**

Bevor wir zu Schopenhauers Abhandlung kommen, möchte ich kurz auf die häufige Verwendung von Einschränkungen und Vorbehalten in beiden Texten hinweisen. Schopenhauer und Freud schreiben beide in dem Bewußtsein, sinnstiftend gegenüber dunklem, schwer zu erklärendem Material zu agieren, und haben gemeinsam, wiederholt auf die spekulative Natur ihrer Überlegungen hinzuweisen. Schopenhauer setzt – unter anderen<sup>12</sup> – folgende Einschränkung seiner Schrift voraus: „Obgleich die hier mitzutheilenden Gedanken zu keinem festen Resultate führen, ja, vielleicht eine bloße metaphysische Phantasie genannt werden könnten; so habe ich mich doch nicht entschließen können, sie der Vergessenheit zu übergeben“; (P I, 221) Auch Freuds Ausführungen werden von Einschränkungen<sup>13</sup> gerahmt und der vorletzte Abschnitt seines Aufsatzes schließt mit den Worten: „...wozu unternimmt man also solche Arbeiten, wie die in diesem Abschnitt niedergelegt, und warum bringt man sie doch zur Mittheilung? Nun, ich kann nicht in Abrede stellen, daß einige der Analogien, Verknüpfungen und Zusammenhänge darin mir der Beachtung würdig erschienen sind.“ (JdL 66) Diese Gemeinsamkeit ist nicht nur das Resultat essayistischer Konvention, denn Freuds Hinweis auf den spekulativen Charakter seiner Überlegungen wiederholt implizit seine eingangs erstellte Behauptung, andere hätten nichts Brauchbares zum Thema geschrieben.

In seiner Darstellung geht Schopenhauer von folgender Voraussetzung aus: „Daß Alles ohne Ausnahme, was geschieht, mit strenger Nothwendigkeit eintritt, ist eine *a priori* einzusehende, folglich unumstößliche Wahrheit: ich will sie hier den demonstrabeln Fatalismus nennen.“ (P I, 222) Dieser lasse sich aus dem Satz vom Grunde ableiten, wie Schopenhauer dies in seiner Preisschrift<sup>14</sup> über die

---

<sup>12</sup> Schopenhauer verweist unmißverständlich auf die Vorläufigkeit seiner Darstellung: „Demnach hat man hier nichts weniger, als entschiedene Aufschlüsse zu erwarten [...] Wenn ich dabei dennoch bisweilen in den positiven, oder gar dogmatischen Ton gerathen sollte; so sei hier ein für alle Mal gesagt, daß dies bloß geschieht, um nicht durch stete Wiederholung der Formeln des Zweifels und der Muthmaaßung weitschweifig und matt zu werden; daß es mithin nicht ernstlich zu nehmen sei.“ (P I, 221)

<sup>13</sup> Vgl. JdL, S. 64, 65.

<sup>14</sup> In ihr zeigt Schopenhauer, daß der (im konventionellen Sinn gedachte) Wille unfrei ist: „Ein freier Wille also wäre ein solcher, der nicht durch Gründe, – und da Jedes ein Anderes Bestimmende ein Grund, bei realen Dingen ein Real-Grund, d. i. Ursache, seyn muß, – ein solcher, der durch gar nichts bestimmt würde; [...] Bei diesem Begriff geht das deutliche Denken uns deshalb aus, weil der Satz vom Grunde, in allen seinen Bedeutungen, die wesentliche Form unseres Erkenntnißvermögens ist, hier aber aufgegeben werden soll.“ („Preisschrift über die Freiheit des Willens“, in *Kleinere Schriften*, E 48.)



Freiheit des Willens getan habe (P I, 221). Daneben richtet Schopenhauer sein Augenmerk auf den von ihm so benannten „transscendenten Fatalismus“ (P I, 224), womit die im Rückblick sinnstiftende Interpretation der als schicksalhaft erlebten Lebensumstände bezeichnet wird, die einen überpersönlichen, dem Bewußtsein nicht zugänglichen Plan anerkennt. Aus den Erfahrungen des jeweils eigenen Lebenslaufs machten sich, so Schopenhauer „Jedem gewisse Vorgänge bemerklich, welche einerseits, vermöge ihrer besondern und großen Zweckmäßigkeit für ihn, den Stempel einer moralischen, oder innern Nothwendigkeit, andererseits jedoch den der äußern, gänzlichen Zufälligkeit deutlich ausgeprägt an sich tragen“. (P I, 224) Der Ort, von dem aus diese „Vorgänge“ gesteuert werden, liege im Einzelnen, sei allerdings dem normalen Bewußtsein nicht zugänglich und werde daher als Lenkung durch eine „fremde Macht“<sup>15</sup> erfahren:

Inzwischen glauben wir, unserer Thaten in jedem Augenblicke Herr zu seyn. Allein, wenn wir auf unsern zurückgelegten Lebensweg zurücksehn und zumal unsere unglücklichen Schritte, nebst ihren Folgen, ins Auge fassen; so begreifen wir oft nicht, wie wir haben Dieses thun, oder Jenes unterlassen können; so daß es aussieht, als hätte eine fremde Macht unsere Schritte gelenkt. (P I, 228)

Wenn man zugrundelegt, daß alle Ereignisse auf ineinandergreifenden, unübersehbaren, aber streng regelförmigen Kausalketten beruhen, wird diese kausale Bedingtheit, im Rückschluß intellektuell nachvollziehbar, Garant für die Richtigkeit der Überlegung, alle Ereignisse seien prädestiniert, „da nichts absolut zufällig ist, vielmehr Alles nothwendig eintritt und sogar die Gleichzeitigkeit selbst, des kausal nicht Zusammenhängenden, die man Zufall nennt, eine nothwendige ist, indem ja das jetzt Gleichzeitige schon durch Ursachen in der entferntesten Vergangenheit als ein solches bestimmt wurde;“ (P I, 237) Diese Überlegung wird von Schopenhauer im Verlauf seiner Ausführungen eindringlich wiederholt, denn sie bietet die Erklärung für eine Reihe hier nicht angeführter Beispiele aus der Parapsychologie. Außerdem führt Schopenhauer den Traum zur Veranschaulichung der Wirkungsweise dieser Lenkung an. Im Traum erfahre sich das Individuum als handelndes Subjekt, begegne aber gleichzeitig auch Umständen, die es wechselweise förderten oder behinderten. Obwohl sie offensichtlich aus dem Inneren des Individuums stammten, würden sie subjektiv als äußere Faktoren erlebt:

Auch im Traume nämlich treffen die Umstände, welche die Motive unserer Handlungen daselbst werden, als äußerliche und von uns selbst unabhängige, ja oft ver-

---

<sup>15</sup> Diese „fremde Macht“ ist nach Schopenhauer allerdings nicht mit der antropomorphen Vorstellung von Vorsehung gleichzusetzen, denn der Glaube an „übernatürliche Lenkung“ sei „zunächst das Kind unsrer Bedürftigkeit“. (P I, 222)

abscheute, rein zufällig zusammen: dabei aber ist dennoch zwischen ihnen eine geheime und zweckmäßige Verbindung; indem eine verborgene Macht, welcher alle Zufälle im Traum gehorchen, auch diese Umstände, und zwar einzig und allein in Beziehung auf uns, lenkt und fügt. Das Allerseltsamste hiebei aber ist, daß diese Macht zuletzt keine andere sein kann, als unser eigener Wille, jedoch von einem Standpunkte aus, der nicht in unser träumendes Bewußtseyn fällt. (P I, 238)

Diese Beobachtung aus dem Traumerleben werfe ein neues Licht auf die Erfahrungen des Wachzustandes. Beiden Zuständen sei das schicksalhafte Erleben gemeinsam, was sich unter Einbeziehung seiner Philosophie in beiden Fällen als Wirkungsweise des allumfassenden Willens verstehen ließe. (P I, 240) Gleich ob im Traum oder im Wachzustand werden die als externe Einflüsse erlebten Schicksalsfügungen vom Willen determiniert. So schreibt Schopenhauer über den Traum, daß der Wille ihn inszeniere, und zwar „von einer Region aus, die weit über das vorstellende Bewußtseyn im Traume hinausliegt und daher in diesem als unerbittliches Schicksal auftritt.“ (P I, 239) Auch über den Wachzustand wird Ähnliches ausgesagt. Schopenhauer hält es für möglich (und formuliert die gesamte Passage im Konjunktiv), daß, analog zum Traum, „auch jenes Schicksal welches unsern wirklichen Lebenslauf beherrscht, irgendwie zuletzt von jenem Willen ausgehe, der unser eigener ist, welcher jedoch hier, wo er als Schicksal aufträte, von einer Region aus wirkte, die weit über unser vorstellendes, individuelles Bewußtseyn hinausliegt, während hingegen dieses die Motive liefert...“ (P I, 240) Beiden Zuständen ist weiter gemeinsam, daß die Fügung durch den überindividuellen Willen im Konflikt mit den individuellen Absichten stehen mag, ferner der subjektive Eindruck, daß „diese Umstände [...] einzig und allein in Beziehung auf uns“ (P I, 238) eingerichtet werden. Obwohl sich dieser Eindruck notwendig aus der Differenziertheit der individuellen Umstände ergibt, steht diese im Schatten des weit über individuelle Belange hinausragenden Ziels der Lenkung:

Worauf nun endlich diese ganze, hier in Betrachtung genommene, geheimnißvolle Lenkung des individuellen Lebenslaufs es eigentlich abgesehn habe, läßt sich nur sehr im Allgemeinen angeben. Bleiben wir bei den einzelnen Fällen stehn; so scheint es oft, daß sie nur unser zeitliches, einstweiliges Wohl im Auge habe. Dieses jedoch kann, wegen seiner Geringfügigkeit, Unvollkommenheit, Futilität und Vergänglichkeit, nicht im Ernst ihr letztes Ziel sein: also haben wir dieses in unserem ewigen, über das individuelle Leben hinausgehenden Daseyn zu suchen. (P I, 244)

Doch worin liegt das Ziel des „ewigen, über das individuelle Leben hinausgehenden Daseyns“? Nicht im Tod, wie Freud mißverständlich unterstellt, sondern in der vom Willen angesichts des Todes geforderten inneren Entsagung. Schopenhauer beruft sich auf seine Philosophie, in der er den pädagogischen Zweck, das

Ziel des menschlichen Daseins herausgearbeitet habe: „Da wir nun, aus den Resultaten meiner Philosophie des Ernstes (im Gegensatz bloßer Professoren- oder Spaaß-Philosophie), das Abwenden des Willens vom Leben als das letzte Ziel des zeitlichen Daseyns erkannt haben; so müssen wir annehmen, daß dahin ein Jeder, auf die ihm ganz individuell angemessene Art, also auch oft auf weiten Umwegen, allmählig geleitet werde.“ (P I, 245) Es wäre also ein Irrtum anzunehmen, die Verneinung des Willens als unvermeidbarer Teil des auf den Tod zusteuern- den Lebensweges bliebe als Aufgabe den Yogis und Mystikern vorbehalten. Auch ist keine spezielle Auffassungsgabe erforderlich, denn das Lernziel stellt als Anforderung lediglich die wiederholte Begegnung mit dem Leiden: „Da nun ferner Glück und Genuß diesem Zwecke eigentlich entgegenarbeiten; so sehn wir, Diesem entsprechend, jedem Lebenslauf Unglück und Leiden unausbleiblich eingewebt, wiewohl in sehr ungleichem Maaße...“ (P I, 245) Dies impliziert natürlich auch, daß die Wiederholung des Unangenehmen so wie das Wechselspiel von Glück und Leid die Einsicht in die Vergänglichkeit fördern. Damit wird die Parallele zu Freud offenbar, der ja über das Erlebnis des Unangenehmen und der Wiederholung zur Annahme des Todestriebkam. Es überrascht also nicht, daß hier der von Freud teilweise in indirekter Rede zitierte Satz steht: „So geleitet dann jene unsichtbare und nur in zweifelhaftem Scheine sich kund gebende Lenkung uns bis zum Tode, diesem eigentlichen Resultat und insofern Zweck des Lebens.“ (P I, 245) Freuds Aussage, das Leben sei in gewissem Sinne ein Umweg zum Tode, findet sich hier in umgekehrter Form vorgeprägt: der Tod ist der wichtigste Bezugspunkt im Leben.

Verkürzt lässt sich also folgendes feststellen: Freud begründete zumindest einige dem Lustprinzip entgegenstehenden Seelentätigkeiten mit der Existenz von Todestrieben, bei Schopenhauer wird das wiederholte Erleben von Unangenehmem durch den auf den Tod vorbereitenden überpersönlichen Willen erklärt. Wie aus der Traumanalogie hervorgeht, werden die Wechselfälle des Daseins erst in den körperlichen Empfindungen – im Gegensatz zur abstrakten Erkenntnis oder intellektuellen Schlußfolgerung – erlebbar und pädagogisch wirksam.<sup>16</sup> Somit findet sich in Schopenhauers Abhandlung implizit eine Erklärung für die Bedeutung der Empfindungen, zu der Freuds Begriff der Bemächtigung – der zur Belegung des Wiederholungszwang gebraucht wurde<sup>17</sup> – eine Parallele bildet.

---

<sup>16</sup> Hierbei werden die Lustempfindungen, die – so wäre zu unterstellen – auch einen wichtigen Anteil an der unbewußten Schicksalswahl innehaben, nicht scharf von den Unlustempfindungen, mit denen sie in naher Verwandtschaft stehen, geschieden. Ähnlich läßt sich ja laut Freud auch das Lustprinzip im Wiederholungsprinzip auflösen: „Sie geben uns so einen Ausblick auf eine Funktion des seelischen Apparats, welche, ohne dem Lustprinzip zu widersprechen, doch unabhängig von ihm ist und ursprünglicher scheint als die Absicht des Lustgewinns und der Unlustvermeidung.“ (JdL 32)

<sup>17</sup> Die Wiederholung des Unfalls in den Träumen der „Unfallsneurotiker“ dient der Bemächtigung und äußert ein früheres Prinzip des Seelenlebens als im Lustprinzip ausgedrückt wird. (JdL 32) Vgl. Seite 4.

Im Schlußkapitel von *Jenseits des Lustprinzips* kommt Freud auf die Frage nach der Bedeutung der Lust- und Unlustempfindungen zurück. Freud faßt Lust und Unlust (bzw Lust- und Unlustempfindungen) im metapsychologischen Begriff des Lustprinzips: „Das Lustprinzip ist dann eine Tendenz, welche im Dienste einer Funktion steht, [die] Anteil hätte an dem allgemeinsten Streben alles Lebenden, zur Ruhe der anorganischen Welt zurückzukehren.“ (JdL 67, 68) An diese im Irrealis verfaßte Stellungnahme knüpft Freud weitere Fragen, die die folgende Grundannahme jedoch unterstreichen:

Es muß uns auch auffallen, daß die Lebenstribe so viel mehr mit unserer inneren Wahrnehmung zu tun haben, da sie als Störenfriede auftreten, unausgesetzt Spannungen mit sich bringen, deren Erledigung als Lust empfunden wird, während die Todestriebe ihre Arbeit unauffällig zu leisten scheinen. Das Lustprinzip scheint geradezu im Dienste der Todestriebe zu stehen; [...] (JdL 69)

Wenn wir berücksichtigen, daß die Lebenstribe, (d. h. das Lustprinzip im lust- und unlustvollen Erleben), im Dienste der unauffällig arbeitenden Todestriebe stehen, wird die konzeptionelle Nähe von Freuds Deutungsmodell zu Schopenhauers Text offensichtlich.

Kehren wir an dieser Stelle auch zu einer der Voraussetzungen zurück, die Freud zur Annahme eines Todestriebes führten, nämlich dem Wiederholungszwang des Nichtneurotikers: „Weit stärker wirken jene Fälle auf uns, bei denen die Person etwas passiv zu erleben scheint, worauf ihr ein Einfluß nicht zusteht, während sie doch immer nur die Wiederholung desselben Schicksals erlebt.“ (JdL 21). Dazu stellt Zentner fest: „Die Tendenz zur Wiederholung wird somit vom Zusammenhang mit dem Pathologischen gelöst und als Ausdruck der allgemeinen Natur der Triebe verstanden.“ (Zentner 120) Eine Form dieses allgemein vorhandenen Wiederholungsmoments finden wir in den unzähligen, individuellen Ausprägungen des „unerbittlichen Schicksals“, denen die Wiederholung von Unangenehmem gemeinsam ist. Dem triebhaften Aspekt im Theorem des Todestriebes entspricht somit die „fremde Macht“ des vom Individuum in der Todesvorbereitung passiv erlebten Willens. Auch unter dem Aspekt eines metaphysischen „Todesvorbereitungswillens“<sup>18</sup> hätte dieser durchaus und ohne große Mühen – nur eben metaphysisch entkleidet – zu einem biologischen Todestrieb werden können. Die strukturelle Gemeinsamkeit der Aufsätze liegt also nicht nur in der wichtigen, das Leben durchwirkenden Stellung des Todes, sondern im Triebhaften, d. h. der Lenkung durch den Willen angesichts des Todes.<sup>19</sup>

---

<sup>18</sup> Dieser Neologismus soll die Verwendung Schopenhauers durch Freud verdeutlichen und sagt nichts über das Verhältnis von Tod und Willen bei Schopenhauer aus. Dort umschließt der Wille Leben und Tod, der Tod ist Teil der steten, notwendigen Erneuerung.

<sup>19</sup> Auch das von Freud postulierte „unauffällige“ Wirken der Todestriebe ist im Schopenhauerwort von der „unsichtbaren Lenkung“ präsent.

Wir können nun die Tragweite der eingangs angeführten Einschränkungen, die Freud seinem Text voranstellt, besser einschätzen. Im Rückblick läßt sich feststellen, daß sie widersprüchlich sind. Einerseits sei der Erfahrungsbereich, aus dem das Lustprinzip abgeleitet wurde, so offen und frei zugänglich, daß Freud keinen Originalitätsanspruch erheben könne, andererseits biete keine philosophische Theorie etwas Brauchbares zur Bedeutung der Lust- und Unlustempfindungen. Dies trifft in Bezug auf Schopenhauer nicht zu, denn dessen *Transscendente Spekulation* kann mit Sicherheit als – von Freud nicht übertroffene, sondern strukturell kopierte – philosophische Theorie der Bedeutung von Lust- und Unlustempfindungen in Relation zum Tod verstanden werden. Seine Antwort – sie existieren, um die Verneinung des Willens zum Leben zu befördern – unterscheidet sich von der metaphysischen Sinnstiftung, nicht aber vom Argumentationsgefüge her von Freuds Überlegungen. Freud erstellt den erklärungsbedürftigen Kontext mithilfe der Wiederholung von Unlust, die es trotz des Lustprinzips gebe, um den Todestrieb als bisher fehlendes Element seiner Metapsychologie und originäres Eigenprodukt zu präsentieren. Richtiger wäre jedoch die Aussage, daß Freud grundlegende, bei Schopenhauer vorgeformte Bezüge durch Umformungen und zeitgemäße Beispiele rekontextualisierte. Freud kann sich dieses Vorwurfs durchaus bewußt gewesen sein, da er im ersten Teil eingangs erwähnter Einschränkung gegenüber dem „bestimmten, historisch festgelegten, philosophischen System“ – zumindest bezüglich des Lustprinzips – keinen Originalitätsanspruch erhebt. (JdL 3) Somit kommt Freuds widersprüchlichen Einschränkungen eine doppelte Funktion zu: einerseits bleibt der so gerahmte Text Vorgängern gegenüber unverbindlich, andererseits erwecken sie den Anschein unverhältnismäßig großer konzeptioneller Leistungen Freuds.

Soweit die inhaltlichen Vergleiche zwischen *Jenseits des Lustprinzips* und der „Transscendente[n] Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen“, wobei sich aus der Abhandlung Schopenhauers die Unterordnung des Eros unter den Todestrieb, die Freud vornimmt, lediglich ableiten läßt. Um zu zeigen, daß es sich auch dabei um eine an anderer Stelle von Schopenhauer explizit vorformulierte Einsicht handelt, müssen weitere Schriften Schopenhauers herangezogen werden.

Wie aus der wiederholten Feststellung hervorgeht, legt Freud Wert darauf, daß er „von der großen Gegensätzlichkeit von Lebens- und Todestrieben ausgegangen“ (JdL 57) sei, wobei „die Libido unserer Sexualtriebe mit dem Eros der Dichter und Philosophen zusammenfallen würde, der alles Lebende zusammenhält“. (JdL 54) Damit unterscheidet er sich nicht von Schopenhauer, der im vierten Buch der *Welt als Wille und Vorstellung* den Eros wie folgt definiert: „Weil im Geschlechtstrieb das innere Wesen der Natur, der Wille zum Leben, sich am stärksten ausspricht, sagten die alten Dichter und Philosophen – Hesiodos und Parmenides – sehr bedeutungsvoll, der Eros sei das Erste, das Schaffende, das

Princip, aus dem alle Dinge hervorgiengen.“ (W I, 421) Hervorzuheben ist jedoch, daß Schopenhauer auch den zweiten Teil der ineinander verflochtenen Dualität von Eros und Todestrieb – dem Freuds Schüler den Namen Thanatos verliehen, wohingegen Schopenhauer in verwandtem Kontext den lateinischen Namen Orkus benutzt<sup>20</sup> – an exponierter Stelle erwähnt. Die folgende Textstelle bildet die letzten Zeilen des Kapitels „Aphorismen zur Lebensweisheit“. Dieses Schlußkapitel des ersten Teiles der *Parerga und Paralipomena* folgt, nur durch das Kapitel „Versuch über das Geistersehen und was damit zusammenhängt“ getrennt, auf die *Transscendente Spekulation* und bildet dort den Abschluß des vierten Bandes des Gesamtwerks in einer Betrachtung über die Korrespondenz von Planeten und Lebensaltern:

Den Neptun (so hat ihn leider die Gedankenlosigkeit getauft) kann ich hier nicht in Rechnung stellen; weil ich ihn nicht bei seinem wahren Namen nennen darf, der Eros ist. Sonst wollte ich zeigen, wie sich an das Ende der Anfang knüpft, wie nämlich der Eros mit dem Tode in einem geheimen Zusammenhang steht, vermöge dessen der Orkus, [...] also nicht nur der Nehmende, sondern auch der Gebende und der Tod das große Reservoir des Lebens ist. Daher also, daher, aus dem Orkus kommt alles, und dort ist schon jedes gewesen, das jetzt Leben hat: – [...] (P I, 540)

Tatsächlich unterscheiden sich das Theorem der Dualität von Eros und Todestrieb/Thanatos und die Bestätigung des Orkus als älterer und größerer Macht nicht voneinander. Die Dualität – und darin stimmen Freud und Schopenhauers Aussagen in „Aphorismen zur Lebensweisheit“ überein – ist im Seelenleben nur phänotypisch gegeben, da der Todestrieb weniger Gegensatz des Lustprinzips ist als seine Voraussetzung bildet. Schopenhauers Wendung vom „Tod das große Reservoir des Lebens“ findet sich bei Freud als „Das Lustprinzip scheint geradezu im Dienste der Todestriebe zu stehen; [...]“ (JdL 69) wieder.<sup>21</sup>

---

<sup>20</sup> Thanatos ist der griechische Gott des Todes, Orkus „der einheimische Unterweltsgott der römischen Religion“, der „für den eigentlichen vollziehenden Gott des Todes gegolten zu haben scheint“ (*Ausführliches Lexikon der Griechischen Und Römischen Mythologie*, W. H. Roscher (Hrsg.) Leipzig 1908, S. 940 und 942). In der Gesamtausgabe von Freuds Schriften findet sich die Bezeichnung Thanatos für den Todestrieb nicht. Sie geht auf Schüler Freuds zurück, doch auch in deren Prägung findet das Bemühen um Neuschöpfung, die zwar die offene Auseinandersetzung mit Schopenhauers Philosophemen vermeidet, aber neben dem Sinngefüge zum Teil auch die Begrifflichkeiten – geringfügig variiert – verwendet.

<sup>21</sup> Der Wille geht über das individuelle Entstehen und Vergehen hinaus, darf also nicht irrtümlich dem Begriffspaar Eros und Orkus zugerechnet werden. Unter diesem Gesichtspunkt könnte der Todestrieb auch als ein falschverstandener Wille angesehen werden.

## Schlußbetrachtung

Beide Aufsätze handeln von Leben und Tod, beide Autoren unternehmen es, von der Schicksalswahl ausgehend, Leben und Tod sinnhaft aufeinander zu beziehen. Freud gibt zwar an, keinen Originalitätsanspruch zu hegen, erweckt aber andererseits den Eindruck, neue Zusammenhänge zu eröffnen. Dies mag für die psychoanalytische Theorie auch zutreffen, aber trotz des anders gewendeten Deutungsrahmens und aller Unterschiede der Begriffe und des Anschauungsmaterials lassen sich ausgeprägte Gemeinsamkeiten im der Bedeutungsentwicklung zugrundeliegenden Sinngefüge feststellen. Es zeigt sich also, daß zwischen Zitat und Verweis und der tatsächlichen Verwendung unterschieden werden muß.

Durch den Textvergleich wurde deutlich, daß es sich bei den Gemeinsamkeiten durchaus um Abhängigkeiten handeln könnte, denen Freud keine Rechnung trägt. Das selektive Verschweigen – sollte es sich um eine solche Strategie handeln – wird dadurch auffällig, daß Freud es ja an anderer Stelle nicht scheut, auf wissenschaftliche oder geistesgeschichtliche Bezugsgrößen zu verweisen, so z. B. bei der Deutung des Vereinigungstribens des Eros auf Schöpfungsmythen der Upanischaden bzw. Platons. Dort stieß Freud auf die Ableitung des Triebs „von dem Bedürfnis nach Wiederherstellung eines früheren Zustandes“ (JdL 62). Der Bezug auf Schopenhauers Willen, der das Individuum angesichts des Todes zur inneren Entsagung lenkt, hätte in der Konzeption des Todestriebes entweder vom triebhaften Moment oder von der Deutung der Empfindungen her ebenso explizit erwähnt werden können. Eine kryptomnetische<sup>22</sup> Übernahme scheidet angesichts des Zitats und der Einschränkungen am Anfang aus. Das Verschweigen der tatsächlichen Art der Verwendung daraus abzuleiten, daß Schopenhauer eine metaphysisch fundierte Ethik, Freud hingegen ein biologisch-naturwissenschaftliches Modell geschaffen habe, das auf der Abgrenzung gegen die Philosophie bestehen mußte, kann für einen explizit metapsychologisch spekulativen, späten Aufsatz wie *Jenseits des Lustprinzips* auch nicht mehr als ausschlaggebend erachtet werden.<sup>23</sup>

---

<sup>22</sup> Kryptomnesie, laut psychologischem Wörterbuch die Bezeichnung für „unter der Bewußtseinschwelle liegende Erinnerungen, die [...] verhüllt zur Darstellung gelangen“. (Zentner 170)

<sup>23</sup> Gödde zieht den Schluß, Freud habe „die Verleugnungsstrategie in erster Linie gewählt, um in der ‚scientific community‘ seinem Wissenschaftsanspruch als streng empirisch und kausal vorgehender Naturforscher zu behaupten und keineswegs in die Nähe der spekulativen Philosophie gerückt zu werden.“ (Gödde 406) Zentner stellt Auffassungen dieser Art unter Einbeziehung neuerer Kritik an der Psychoanalyse in Frage, da Freud es vorgezogen habe „die Lebensfähigkeit seiner Ideen nicht von der Prüfung durch die wissenschaftliche Gemeinschaft abhängig zu machen. Er gründete ein Privatunternehmen, wo er mit seine ‚Einsichten‘ schalten und walten konnte, wie er wollte.“ (Zentner: 181) Zentner geht davon aus, daß Todestrieb und Sexualität als schockierende Themen der Absicherung durch die Berufung auf Schopenhauer bedurften. (Zentner 133)

Dem Einwand, Freud habe Schopenhauers Überlegungen wegen ihrer metaphysischen Sinnstiftung als „nichts Brauchbares“ abgelehnt, läßt sich der Verweis auf die Vorbehalte und die im Irrealis vorgetragenen interpretatorischen Verknüpfungen Schopenhauers entgegensetzen.<sup>24</sup> Unter diesen Vorzeichen wäre es nicht ehrenrührig gewesen, sie wenigstens als Vorahnungen anzuerkennen.

Die „Unbrauchbarkeit“ meint demnach weniger den Mangel an Einfluß auf die psychoanalytische Theoriebildung, sondern zeugt von Freuds Schwierigkeit, den schwer zu systematisierenden, überpersönlich-intelligent-triebhaften Willen auf die Bedürfnisse seiner metapsychologischen Theorie zurechtzustutzen.

---

<sup>24</sup> Vgl. Fußnote 13.